

Nr. 77. Bydgoszcz/Bromberg, 3. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain.

I. Kapitel.

In der Wachtstube am alten Tor ging es hoch her. Der Lederbecher kreiste, und die aus Knochen geschnitzten Würfel rollten. Dazu wurden die zinnernen Humpen immer von neuem mit dem schönen Brabanter Wein gefüllt, der so rot wie Rubinglas funkelte und so gut in die Kehle einging, daß man beim Trinken etwas von der ewigen Seligkeit zu schmecken vermeinte. Die Bürger von Amsterdam hatten in jener Zeit — man schrieb anno domini 1633 — ein hübsches Sprichwort, das hieß:

„Ein holländisch Meisje, das ist das schönste auf der Welt,
Und was ihr roter Mund verspricht, Brabanter Rotwein hält".

Der Meinung schienen auch der Leutnant Vermeulen und seine Leute zu sein, die um diese späte Abendstunde in der Wachtstube bei den Würfeln saßen und Dienst Dienst sein ließen.

Von der Ouden Kerke, dem alten Amsterdamer Gotteshaus, schlug es hallend die zehnte Stunde.

Es klang feierlich über die Giebel der alten Kaufmannsstadt.

Vermeulen kippte den Becher um.

„Sieben!" lachte der Feldwebel der Torwache und strich den roten Schnauzbart mit der Haudegenfaust. Der Unteroffizier grinste, und die paar Soldaten verkniffen sich ihr Lachen.

Der Leutnant Vermeulen hatte kein Glück beim Würfeln, so flott, schneidig und elegant er sonst auch aussah, und so toll die Meisjes von Amsterdam auch hinter ihm her waren. Freilich nur diejenigen, denen der blanke Leichtsinn aus den Augen sprach. Man kannte den Leutnant Justus Vermeulen, den Sohn des Handelsherrn Vermeulen, der in Brügge, Gent, in Paris und London und Moskau seine Niederlassungen hatte, als Windhund.

Ein hübscher, ein gefährlicher, ein boshafter Bursche!

„Ei ja, Herr Leutnant, man muß an die Liebste seines Herzens denken, wenn man würfelt. Drei Würfel haben achtzehn Augen, die gewinnen immer —"

„Red' Er keinen Unsinn, Feldwebel!"

„Pah, altes Amsterdamer Rezept! Die wirkliche und einzige Liebste bringt immer Glück. Aber Herr Leutnant haben vielleicht zu viele. Oha, das ist ein Wurf!"

Der Feldwebel hatte den Becher umgestülpt und sechzehn geworfen.

„Ich habe dafür auch an meine Bertje gedacht", lachte er. Bertje, das war seine Eheliebste, eine dralle holländische Frau, mit Hafenwasser getauft.

„Hol der Teufel seine Bertje", knurrte Vermeulen und riß seinen mit der bunten Straußenfeder, dem Abzeichen der Offizierswürde, und einer Agraffe geschmückten Hut vom Kopf. Ihm war verteufelt heiß geworden.

Der Sommer von Amsterdam war heuer eine hitzige Angelegenheit, und auch die Abende waren warm und schwül.

„Was? Zehn Uhr? Unteroffizier, schenke er die Humpen voll. Der Wein ist gut. Noch eine Runde, dann schließ Er das Tor draußen. Wer dann noch auf dem Wall ist, mag im Freien kampieren."

Zehn Uhr — das war die Bannstunde! Dann schlossen sich die Tore der freien Stadt Amsterdam. Dann hatte auch niemand mehr etwas auf den Gassen zu suchen. Wer danach noch auf der Straße angetroffen wurde, konnte, falls er kein hoher Herr war, in Haft genommen werden. In Amsterdam herrschte strenge Ordnung.

Der Becher kreiste von neuem.

„Paßt wohl auf, Herr Leutnant, was ich vorhin sagte: An die Herzallerliebste denken und womöglich ihren Namen flüstern wie einen Schwur. Das betört die Würfel und läßt sie richtig rollen. Courage, Herr Leutnant Vermeulen! Zum Wohle!"

Der Feldwebel tat einen gehörigen Schluck. Es gluckste vernehmlich und genießerisch durch die Wachtstube. Währenddem schüttelte Vermeulen den Lederbecher. Er hatte ein böses, ergrimmtes Gesicht.

Plötzlich stieß er hervor:

Saskia!"

Es klang wie ein kurzer Fanfarenstoß.

„He?" machte der Feldwebel.

Und hatte gleich darauf ein vergnügt-verschmitztes Gesicht.

„Saskia, sage ich!" schrie der Leutnant und stülpte den Becher um.

„Ja doch, ich bin nicht taub."

Die Soldaten grinsten. Sie hockten im verschatteten Hintergrund des kahlen Raumes, den eine Öllampe müde und spärlich erhellte.

„Also Saskia von Uylenburgh. Nun ja — natürlich —", knurrte der Feldwebel wie im Echo.

Die Würfel rollten ungestüm aus dem stürzenden Becher des Leutnants. Rollten quer und klappernd über den Tisch und lagen still.

Der Wurf war nicht besser als die vorherigen. Die drei Würfel ergaben eine lumpige acht!

„Mir scheint, die Jungfer von Uylenburgh bedankt sich für Euch", sagte der Unteroffizier ironisch. „Man muß nämlich auch wirklich von der Herzliebsten selbst geliebt werden, sonst parieren die Würfel nicht Order."

Der Feldwebel lachte dröhnend.

Vermeulen stieg die Röte ins Gesicht.

„Halt' er das Maul, Unteroffizier. Ich hab' Ihn um Seine Meinung nicht gefragt. Acht! Die Würfel sind heute verhext!"

Er warf den Becher wütend hin.

„Nicht mehr als sonst, Herr Leutnant", sagte der Feldwebel gemessen. „Aber Jungfer Saskia scheint wirklich nicht Euer Glücksengel zu sein."

Vermeulen stand zornig auf. Der Degen klirrte an seiner Seite.

„Kerl!" stieß er hervor. „Ich bitt' mir Respekt aus! Hat Er vergessen, wer ich bin? He?"

Der Feldwebel stemmt die Füße gegen den Boden und stand stramm.

„Zu Befehl, nein, der Sohn des Handelsherrn Theodor Vermeulen, Senator der ehrenwerten Stadt Amsterdam."

Es lag eine versteckte Bosheit in diesen Worten. Der Leutnant Vermeulen schien nicht gerade sonderlich beliebt zu sein. Er blickte den Feldwebel mit funkelnden Augen an und wußte nicht recht, was er antworten sollte.

Da eilten am geöffneten Fenster der Wachtstube Schritte vorüber. Man hörte eine weiche, schwingende Mädchenstimme:

„Um Gottes willen, Harmensz, nur schnell!"

„Tür auf!" schrie Vermeulen plötzlich. „Zum Teufel, das Tor ist noch nicht geschlossen und es ist zehn Uhr vorbei!"

Einer der Soldaten salutierte:

„Herr Leutnant hatten noch nicht befohlen —"

„Hol' Ihn der Henker! Sofort das Stadttor geschlossen! Eben sind noch welche von draußen hereingekommen!"

Er riß selbst ungestüm die Tür auf und rannte aus der Wachtstube in die Dunkelheit hinaus.

„Fackeln, zum Teufel!"

Der Feldwebel grinste.

„Da ist ihm die Jungfer Saskia an der Nase vorbeigehuscht. Haha — die pfeift was auf den Windhund!"

Das weingerötete Gesicht des Leutnants war jäh erblaßt, als er draußen stand. Der Klang der Mädchenstimme, ihm so wohlbekannt, hing noch in seinem Ohr. Hinter ihm traten nun einige Soldaten heraus und machten sich daran, das große eiserne Tor hinter dem Wall, das nur bis zehn Uhr offen sein durfte, geräuschvoll zu schließen.

Vermeulen lief ein Stück in die Finsternis hinein.

„Stehen bleiben!" schrie er. „Im Namen der freien Stadt! Die Bannzeit ist überschritten!"

Ein kurzes Auflachen aus der Ferne. Man hörte das Geräusch der flüchtigen Schritte, die die Gasse dahinjagten. Der Leutnant drehte sich mit einem Fluch um.

„Soldaten — hinterher! Ich glaube, das war der deutsche Vagabund — der Farbenkleckser — der Rembrandt —!"

Aus der Wachtstube drängten sie heraus. In martialischer Haltung der Feldwebel.

„He?" machte er. „Der Rembrandt? Habt Ihr ihn denn erkannt, Leutnant? Mich dünkt, wir hörten eine Mädchenstimme —"

„Und das Lachen?" grimmte sich Vermeulen. „Ich hab' den Kerl noch um die Ecke biegen sehen —"

„Dann waren es also zwei —", sagte der Unteroffizier sanft.

„Natürlich — Harmensz! Keiner als der Rembrandt hat einen so kuriosen Vornamen."

„Ei ja, der Rembrandt und die Jungfer von Uylenburgh", sagte der Feldwebel trocken. „Könnte schon sein. Haben sich vorm Tor belustigt und sind gerade noch zur rechten Zeit hindurchgewischt. Haha!"

Er lachte, als hätte es einen guten Spaß gegeben.

Vermeulen stieß einen wütenden, unverständlichen Laut aus.

„Hab' ich euch nicht gesagt", schrie er die Wache an, „daß ihr hinterher sollt —?"

„Nichts für ungut, Herr Leutnant, das Tor war offen! Und solange es offen ist, kann herein und heraus, wer will. Es war Euer Versehen, wenn es zu spät geschlossen wurde."

Es lebt auf Erden gar kein Mann,
Der recht tun jedem Narren kann.

Sebastian Brand
im „Narrenschiff" (1494)

Von den Soldaten rührte sich kein Stiefel. Die Schritte der Flüchtenden waren längst in der Gasse vertönt.

Der Leutnant stieß einen lästerlichen Fluch aus, seine Stimme überschlug sich, als er die Soldaten anherrschte:

„Zurück in die Wache! Zwei Mann auf Posten am Tor! Herr Feldwebel, Ihr bleibt auch draußen und laßt mir keine Maus mehr durch!"

„Und der Brabanter Wein im Krug?" fragte der keck. „Er wird warm werden."

Die Dickfelligkeit des Feldwebels war von sprichwörtlicher Berühmtheit.

Vermeulen brüllte:

„So nehm Er ihn mit und sauf Er ihn draußen aus!"

„Soll schnellstens geschehen, Herr Leutnant."

Vermeulen stürmte in die Wachtstube zurück. Die Wache verhielt sich mucksstill. Jeder wußte ja, was den Leutnant mit einemmal so in Harnisch brachte. Daß er sich seit Monaten um die schöne Saskia van Uylenburgh bewarb, des reichsten Kaufherrn von Amsterdam einzige Tochter. —

Saskia, die Rose von Amsterdam!

Wer kannte sie nicht, das junge, blonde, von allen guten Göttern der Schönheit gesegnete Geschöpf. Und wer kannte den jungen Rmbrandt nicht, den armseligen Gesellen, der seit Jahren kein Geld hatte, um in seine rheinische Heimat zurückzukehren.

Harmensz Rembrandt, den Maler, der vor Jahr und Tag einmal die Ehre hatte, den Stadthalter der freien Niederlande, den Fürsten Hans Friedrich von Oranien, zu malen! Den Vaganten, den jungen, braunlockigen Menschen, der die Glut wahrer Künstlerschaft in Seele und Blick trug, und der zu hungern verstand wie nur ein Künstler von Gottes Gnaden!

Amsterdam war eine große Stadt, aber immer wird es in einer großen Stadt Menschen geben, die arm und reich gleicherweise gut bekannt sind, sei es durch ihren Reichtum, ihre Armut oder ihre Originalität. —

Der Leutnant Vermeulen blickte ungut auf den Würfelbecher, der noch immer auf dem Tisch stand. Mit einer heftigen Handbewegung wischte er ihn herunter, daß die Würfel klirrend über den Fußboden rollten.

„Saskia", murmelte er zwischen zusammengebissenen Zähnen. „Saskia van Uylenburgh! Das will ich dir nicht vergessen! Mir gehörst du! Mir! Das ist eine beschlossene Sache! Ah —"

Er riß an dem Spitzenkragen über dem Leutnantswams, stürzte den Becher Wein in die Kehle, der noch auf dem Tisch stand. Das beruhigte ein bißchen, das kühlte ein wenig den Zorn, der in ihm tobte und ihm die Kehle trocken machte. Die Weinkanne hatte der Feldwebel wirklich mit nach draußen genommen. Die Wachsoldaten hockten stumm an ihrem Tisch und hatten verkniffene Gesichter.

Vor den Fenstern hing die Sommernacht, weich und zärtlich wie ein blauer Seidenmantel, mit zahllosen Sternen bestickt. Es duftete nach Rosen und Tulpen, die in jedem Vorgarten der Gasse blühten.

Der Leutnant Vermeulen hieb die Faust auf den Tisch, daß es krachte.

„Und doch wirst du mir gehören, Saskia!"

Er stülpte den Hut fester auf den Kopf, warf einen finsteren Blick zu der Wachmannschaft am andern Tisch und verließ degenklirrend die Wachtstube. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachbarsleute.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Das Knauerhäusl war das winzigste und windigste im Dorf. Nicht einmal das Hüterhaus war so gering und unansehnlich. Wenn es damals nicht beinahe zusammengefallen wäre, das Hüterhaus, hätten die Bauern es nicht einmal flicken lassen. Aber es hat denn doch einen steinernen Unterbau bekommen, den der Böhm Peter zu einem billigen Akkordpreis aufgebaut hat.

Das Knauerhäusl war aber noch ganz hölzern und so unscheinbar, daß ein Fremder es wohl nicht gefunden hätte. Es stand etwas abseits von der Dorfgasse, zwischen dem Hüter- und Rothieslhaus eingekeilt, und viele Hollerstauden verbargen es neugierigen Blicken.

Die Hollerstauden waren schon recht. Da gab es im Herbst immer Hollerkoch bei den Knauerischen, und das soll recht gesund sein für groß und klein, für alt und jung, wenn man sonst nichts oder nicht viel zu beißen hat. Das heißt, zu beißen braucht man das Hollerkoch nicht, denn es rutscht von selber hinunter, und die Kartoffeln tun sich auch leichter, sobald sie zwischen Löffeln voll Hollerkoch ihre Reise in den Magen antreten können. Wenn den Knauerischen ihre Seelen auch so schwarz gewesen wären wie ihre Mäuler von Bartholomä bis Martini, dann kämen sie gewiß alle in die Hölle.

Aber das wird wohl nicht geschehen, denn ihre Seelen waren allezeit heil und heiter. Und mit solchen überlegt sich der Höllenkampf, ob er anbandeln soll.

Beim Knauer hat er es oft einmal probiert, am liebsten im Bräuhaus: „Geh, Knauer, trink noch a Maß!“ Und der Knauer hat halt oft einmal eine Maß zuviel erwischt, und ich hab ihn oft heimsingen hören um Mitternacht vom Bräuhaus, und schön hat er immer gesungen. Bis er zum Häusl zwischen den Hollerstauden gekommen ist. Da ist ihm dann ein Besen oder ein Stiefelknecht zwischen die Beine geflogen. Denn die Knauerin hat schon Übung gehabt im Werfen von solchen Gegenständen. Dann hat's hinter der Haustür noch ein paarmal geklatscht, und dieses Klatschen hat die Knauerin immer „Teufelaustreiben“ genannt. Wenn sie aber mit dem Teufel dem Knauer sein Singen und Pfeifen gemeint hat, waren ihre Beschwörungskünste umsonst, denn am anderen Tag hat der Knauer doch wieder gepfiffen wie ein Zeiserl.

Aber die Knauerin hat immer gejammert, obwohl sie um zwei Köpfe größer war als der Knauer. Dafür waren alle anderen Knauerischen um so aufgeräumter, und das war ein hübsches Häufchen.

Wenn der Knauer mit seinen Kindern vor der Haustür gestanden hat, hätte man nicht meinen mögen, daß in dem Häusel Platz für alle wär'. Und doch ist's gegangen, und recht schön sogar. Ja, eine Kuh und zwei, drei Geißen waren auch unter demselben Dächlein untergebracht.

Gleich bei der Haustür hinein war die „Diele“, wie es bei einer Villa heißen würde. Aber beim Knauer hieß es nicht Diele, sondern Flötz. In der Flötz standen zwei uralte, bunt bemalte Kleiderschränke, die bargen die Habseligkeiten der Knauerischen. Die Flötz war also auch Garderobe. Spiegel und weiße Korbmöbel gab es nicht darinnen, aber an der Wand hingen Sensen und Sicheln, Äxte und Dreschflegel, Weidenkörbe und Radreifen. Und zu ebener Erde stand eine Reihe Holzschuhe. Von der Flötz aus führten zwei Türen und eine Stiege zu den übrigen Räumlichkeiten des Häuschens. Durch die eine Tür kam man in den Stall. Da standen Kuh und Geißen. Not hatten sie keine, das sah man ihnen wohl an.

Die Stiege führte ins Obergeschoß. Da mußte man sich aber gleich bücken, wenn man nicht eine böse Beule bekommen wollte von einem unsichtbaren Dachbalken. Hier waren die Schlafgelegenheiten der Familie: Stroh und Laubsäcke in Ecken und Winkeln.

Die nächste und letzte Tür führte in die Küche, Werkstatt, Waschstube, Empfangszimmer, Wohnstube und Tagraum für die Kinder, wenn sie nicht gerade auf der Gasse waren, was meistens der Fall war. Doch hätte ich bald vergessen, daß man durch diese Türe auch in das Speisezimmer, in die Vorratskammer und das Schlafzimmer der Eltern gelangte.

Das müssen aber vornehme Leute gewesen sein, wird man sich denken, wenn sie so viele Zimmer hatten!

Nun, Zimmer waren es nicht viele, nur ein einziges, aber dieses Zimmer war alles: Küche, Werkstatt, Waschstube, Speisezimmer, Vorratskammer und Schlafzimmer der Eltern.

Und hat eins dem anderen nicht im Weg gestanden.

Wenn die Knauerin am Ofen kochte oder das Neugeborene badete oder den Trank für das Kälbchen herrichtete, hobelte auf der anderen Stubenseite der Knauer mit pfiffig gemütlichem Gesicht an ein paar Holzschuhen oder an einem Krautfaß. Denn der Knauer war ein recht geschickter Binder, und seine Arbeiten erfreuten sich des besten Rufes in der ganzen Pfarrei. Am Tisch saßen die Kinder, die Griffeln kratzten über Schultafeln hin, oder der Finger glitt übers ABC. Und die Mäuler rührten sich dazu, daß man es das ganze Dorf aushörte. „Das sind die Knauerischen wieder“, sagten dann die Dörfler.

Das war das Hauptmerkmal der Knauerischen; sie konnten nichts ruhig tun, sondern vollbrachten überall ein Geschrei, als wollte eines das andere übertönen. So weiß ich es oft, daß der Knauer, wenn er einem Krautfaß den Reifen antrieb, den „Jäger aus der Kurpfalz“ dazu sang, während von den Buben einer auswendig dazu lernte, aber recht laut natürlich, und ein paar andere sich um den Besitz einer Semmelnudel stritten, die man als Überrest vom Mittagsmahl in der Ofenröhre entdeckte. Nervös waren die Knauerischen gewiß nicht, und wenn es die Dörfler gewesen wären, hätte man sicher ein paar ins Narrenhaus stecken müssen, weil sie ob der Knauerischen Stimmbänder gewiß übergeschnappt wären.

Eine andere Eigentümlichkeit des Knauerhäusl waren die vielen geschnitzten Vögel, die an Wänden, Decken und Balken hingen. Jede Woche kam ein neuer dazu.

Es waren lauter Geier und Adler, aber in den seltsamsten Farben und Formen. Draußen flogen sie nicht so herum, das wußte ich schon. Aber von „künstlerischer Freiheit“ wußte ich damals noch nichts.

Der Künstler aber war ein Knauerischer Vetter, ein Kriegsinvalide, der von einer kleinen Rente tief in den Bergen lebte. Ich habe ihn nie gesehen, so gern ich öfter gewollt hätte. Warum es nicht dazu kam, weiß ich selber nicht mehr. Jedenfalls war ich anderweitig vollauf beschäftigt, wie es ja die kleinen Buben oft wichtiger haben als die großen Leute.

Aber der Andredl vom Knauer ging jede Woche einmal in die Berge zu dem geheimnisvollen Vetter, und jedesmal brachte er einen roten, gelben, grünen oder blauen Geiervogel mit, der dann mit Stolz der Sammlung eingereiht wurde.

Diese Sammlung wurde symbolisch für die Knauerischen. Denn so wie sich die Vögel oben an der Stubendecke und an den Wänden vermehrten, so wurden auch unten am Stubenboden und auf den Wandbänken die Knauerischen immer zahlreicher, nicht gerade „wie der Sand am Meer“, auch kam nicht jede Woche eins, aber doch jedes Jahr. Und am hellen Geschrei erkannten die Dörfler, daß es wieder ein echter Knauer war.

Die Knauermutter klagte immer über ihre schlechte Gesundheit. Dabei sah sie aus wie das blühende Leben, und die Leute lachten heimlich über sie. Dann sagte sie oft: „Mir glaubt es niemand, aber ihr werdet es schon sehen.“ Und sie hatte leider recht. Eines Tages war das starke Weib eine Leiche. Ihr Jüngstes lag noch in der Wiege, und das Älteste trug noch den Schulranzen. Die Kinder schrien und weinten, und der Knauer vergaß für eine Zeit lang Singen und Pfeifen.

Er hat dann wohl versucht, ob er noch eine fände für sein Häusl und die vielen Kinder. Aber vor den Kindern hat sich jede geschreckt. Und dann ist die Vogelsammlung noch einmal symbolisch geworden.

Es begann ein großes Flüggewerden und Wandern aus dem Hollerhäusl. Die Kinder waren sich die meiste Zeit selbst überlassen. Da ist es oft zugegangen, du liebe Zeit! Aber bald schlüpfte ein Knechtlein ums andere aus dem Häusl, und wenn die Buben auch noch nicht viel nutz waren, schreien konnten sie doch recht gut. Und ein gutes Maulwerk ist oft so viel wie ein ehrliches Handwerk. Der Franzl, der Sepp', der Andredl, der Michl, der Lothar, flogen einer

nach dem anderen aus wie die Vögel am Stubenboden. Zuletzt war nur mehr ein Dirnlein da, und der nahmen sich gute Leute an.

Jetzt wäre das Häusl leer gewesen, und keine hätte mehr zu sagen brauchen: „Ja, wenn der Schub Kinder nicht wär'!" Schuld ist der Knauer selbst gewesen, denn er war ein Schluser und hat sich um eine umgetan, die selbst eine Herberg hatte. Also hat er sein eigenes Häusl verkaufen müssen.

Jetzt wohnt wieder ein kleines Männlein drin, macht aber keine Holzschuhe und Krautfässer, sondern Rechen und Gabeln. Der alte Segen ist jedoch beim Hause geblieben: alle Jahre gibt's ein Kleines, und die Bauernregel hat wieder einmal recht behalten.

Männer, die Frauen gefährlich sind!

Eine Warnung vor sieben „Grundtypen von Verführern.

In einer großen amerikanischen Zeitschrift werden soeben die sieben Haupttypen von Männern veröffentlicht, die angeblich für Frauen eine große Gefahr sind. Da der Frühling zweifellos mit Brausen naht, geben wir die amerikanische Warnung weiter. Mit Erfolg?

1. Gruppe von Männern: Ein Mann verspricht einem Mädchen viel Liebe und Anhänglichkeit. Er redet von Vergötterung, von Fürsorge um ihr Wohl und verspricht zum Schluß sogar Ehe und Treue bis über das Grab hinaus. Vor diesen Männern wird besonders gewarnt. Männer, die so freigiebig im Versprechen seien, hielten selten auch nur eins davon.

2. Gruppe von Männern: Der Mann spielt die Rolle des Nichtverstandenen. Meistens handelt es sich in diesem Fall um verheiratete Männer, die behaupten, ihre Frauen seien alltäglich, unromantisch und unklug, er werde einfach von ihnen nicht verstanden. Er sagt dem Mädchen: „Nur du, die ich auf meinem einsamen Lebensweg getroffen habe, kannst mich verstehen und in mir aufgehen, nur dir gehört meine Achtung und meine Liebe!" Vorsicht vor diesen Männern!, sagen die Frauen von USA. Sie wollen im Grunde nur alle dasselbe!

3. Gruppe von Männern: Der Mann versucht, ein Mädchen durch Geschenke aller Art, im Anfang Blumen und Näschereien, zu betören. Später kommen je nach Vermögenslage Edelsteine, Ringe, Perlenketten, Pelze und elegante Kleider hinzu . . . Theater, Vergnügungsstätten usw., auch sogar manchmal ein Kuraufenthalt oder eine Badereise. Im allgemeinen nehmen sich diese Sorte von Männern nicht die Mühe, viel von Liebe und Vergötterung zu reden. Sie verlassen sich offenbar auf die tiefere Wirkung ihrer Geschenke. Achtung vor diesen gefährlichen Mephistos!

4. Gruppe von Männern: Der Mann spricht nicht viel von Liebe, er erscheint ernst, selbstbeherrscht, er spielt den guten Berater und Freund. Er hört geduldig die Klagen der jungen Dame an und läßt sie sich sogar an seiner Brust ausweinen. Auf jeden Fall erscheint er edel und selbstlos und fängt die Frau, indem er ihr Vertrauen erweckt, um sie dann ganz seinem Willen zu unterjochen, ohne daß sie es merkt. Vor dieser Sorte von Männern wird besonders gewarnt.

5. Gruppe von Männern: Der Mann gebärdet sich als Philosoph und Weltverbesserer. Er spricht mit der Frau, die seine Gedanken kaum und er in den meisten Fällen selbst nicht begreift. Er wirft mit Phrasen um sich, diskutiert über Moral, neue Lebensauffassung und ist angeblich von einer übergroßen Liebe zur Natur und den Menschen beseelt. Er ist ein Träumer, sein ewiges Schlagwort ist: „Ach, das Leben ist so kurz, man muß jeden Augenblick genießen!" Sein Verhältnis übt auf die Frau eine suggestive Wirkung aus. Die ihr dauernd eingeprägten Begriffe nehmen sie gefangen und sie ist ihm „hörig". Eine ganz besonders gefährliche Spezies Mann. Mit großer Vorsicht zu genießen!

6. Gruppe von Männern: Das ist der raffinierte Lebemann. Im Anfang der Bekanntschaft zeigt er sich als edler, ehrlicher Mann. Er sagt dem Mädchen, daß sie ihm sehr gefalle. Sie sei die erste Frau, die Eindruck auf ihn mache. Alles andere sei unwichtig, seit er sie kenne. Er denke nur an sie und habe Angst vor dem Einfluß, den sie auf ihn ausüben könne. Er wolle und könne ihr nichts versprechen. Sein Leben sei ein eigenartiger Roman. Wenn sie aber bereit sei, ein neues Leben mit ihm zu beginnen, so wolle er ihr die Welt zu Füßen legen. Er wolle eine „schöne Liebe", die überragend sei und sein ganzes Leben erfasse, ein Leben, das sich nicht durch Versprechungen und Formulierungen banalisieren lasse. Er spielt zuweilen den Kühlen, ist verlegen, wenn ihre Hand ihn berührt. Er behauptet, nicht viel von Liebe und von dem Leben zu wissen. Bisher sei das Leben für ihn nur Arbeit gewesen, er hätte nicht viel Zeit für Frauen übrig. Hätte er sie nicht kennen gelernt, hätte es für ihn niemals ein Glück gegeben. Eine vom Schicksal schwer geprüfte Frau fällt dieser Sorte von Männern besonders leicht zum Opfer . . . behaupten die amerikanischen Frauenrechtlerinnen.

7. Gruppe von Männern: Sie sind die Kombination aller sieben Arten. Ein richtiger Verführer wird niemals eine der sieben Arten allein verwenden, sondern immer wieder neue Varianten erfinden, bis er zum Erfolg kommt. Diese Männer sollen die schlimmsten sein, sie sind die männlichen „Chamäleone" und vor ihnen muß sehr eindringlich gewarnt werden!

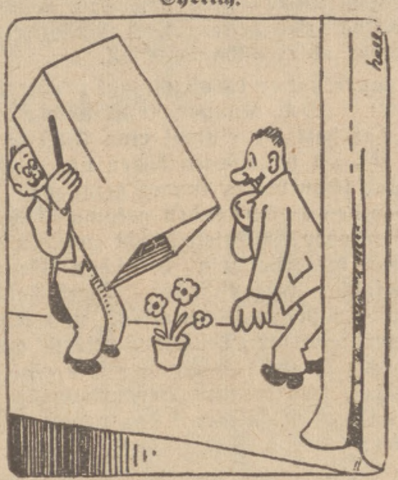
Frage zum Schluß: Vor welchem Mann braucht keine Warnungstafel angebracht zu werden?



Lustige Ecke



Ehrlich.



„Wie das hochgeehrte Publikum sieht, habe ich die Frau dieses Herrn in eine Blume verwandelt. Ich werde sie jetzt wieder zurückzaubern!"

„Nein, halt! halt! — geben Sie mir lieber die Blume!"

*



„Und hier, mein Herr, haben wir eine Tapete, die sich für ein Schlafzimmer vorzüglich eignet!"!

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.